

Chapter Title: Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe. Familienkonstruktionen zwischen Ent-Normalisierung und Normalisierung  
Chapter Author(s): Angela Rein

Book Title: Familie und Normalität

Book Subtitle: Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse

Book Editor(s): Anne-Christin Schondelmayer, Christine Riegel, Sebastian Fitz-Klausner

Published by: Verlag Barbara Budrich. (2021)

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/j.ctv1bvndpc.7>

---

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact [support@jstor.org](mailto:support@jstor.org).

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



This book is licensed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License (CC BY 4.0). To view a copy of this license, visit <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.



JSTOR

*Verlag Barbara Budrich* is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Familie und Normalität*

# Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe. Familienkonstruktionen zwischen Ent-Normalisierung und Normalisierung

Angela Rein

Im Beitrag geht es um Normalitätskonstruktionen von Familien (vgl. hierzu Fitz-Klausner/Schondelmayer/Riegel in diesem Band) von jungen Menschen, die in der stationären Jugendhilfe aufgewachsen sind.<sup>1</sup> Die Bedeutungen der Normalitätskonstruktionen rekonstruiere ich aus der biographischen Perspektive von sogenannten ‚Care Leavern‘ in der Schweiz, also jungen Menschen, die in der stationären Jugendhilfe gelebt haben. Den Rekonstruktionen liegt ein gesellschaftstheoretisch gerahmtes Verständnis von Normalitätskonstruktionen zugrunde. Normalität wird von Dausien und Mecheril als machtvolle Ordnung verstanden, „die das Individuum justiert und ihm jene Selbstjustierung (ganz ‚natürlich‘) aufnötigt, in der es sich in ein Subjekt verwandelt, handlungsfähig und unterworfen in einem Atemzug“ wird (Dausien/Mecheril 2006: 163).

Dabei stellt sich die Frage nach Normalität für Care Leaver im besonderen Maße, denn das Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe wird als Abweichung von hegemonialen Vorstellungen des Aufwachsens in einer sogenannten ‚Normalfamilie‘ verstanden, die im Kontext der aktuellen Dominanzgesellschaft „als bürgerlich, weiß, heterosexuell, gesund und leistungsfähig konzipierte und naturalisierte Kernfamilie, bestehend aus Vater, Mutter, Kind[ern]“ (Riegel/Stauber 2018: 39), konstruiert wird. Jugendliche und junge Erwachsene, die eine gewisse Zeit in der stationären Jugendhilfe waren, erleben einerseits, dass ihre Familie in Prozessen der Diagnoseerstellung und Fallbearbeitung vor dem Hintergrund hegemonialer Familienvorstellungen als abweichend markiert wird. Andererseits wird das Wohnen in einer stationären Jugendhilfeeinrichtung von den jungen Menschen selbst als abweichend erlebt vor dem Hintergrund von Normalvorstellungen des Aufwachsens in einer Familie. Diese beiden Aspekte sind Ausgangspunkt der Frage nach der Bedeutung von Normalitätskonstruktionen von Familie.

1 Der Beitrag basiert auf meiner Dissertation. Diese wurde 2020 veröffentlicht unter dem Titel „Normalität und Subjektivierung. Eine biographische Untersuchung im Übergang aus der stationären Jugendhilfe“.

Dazu werde ich zunächst Perspektiven auf Familie in Fachdiskursen der stationären Kinder- und Jugendhilfe beleuchten. Danach wird mithilfe theoretischer Überlegungen von Judith Butler (Butler 1991, 2001) ein Verständnis von Subjekten entfaltet, welches diese eingebunden in gesellschaftliche intersektionale Differenz- und Machtordnungen versteht, die mit Normalitätsvorstellungen einhergehen. Verbunden mit diesem Verständnis ist eine machttheoretisch informierte Perspektive auf die Biographien von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Darauf aufbauend wird abschließend entlang von empirischen Daten untersucht, wie in den untersuchten Biographien eine Auseinandersetzung mit Normalitätskonstruktionen von Familie stattfindet und wie die Jugendlichen und jungen Erwachsenen sich dabei ganz unterschiedlich zu hegemonialen Familienbildern in Verbindung setzen.

## **Diskurse über Familien im Kontext der stationären Kinder- und Jugendhilfe**

Die Debatten über Familie in der Kinder- und Jugendhilfe können nicht losgelöst von gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen von Familie gedacht werden. Vor dem Hintergrund dieser werden gewisse Familienkonstellationen oder auch Alltagspraxen von Familien als abweichend markiert. Auf der Grundlage dieser Markierungen von Abweichungen werden Begründungen für sozialpädagogische Interventionen konstruiert. Groenemeyer weist im Zusammenhang mit seinem Konzept des ‚doing social problems‘ darauf hin, dass die Problematisierung von Familien vor dem Hintergrund von normativen Familienbildern, die von „Ideen von Liebe, Sicherheit und Geborgenheit“ (Groenemeyer 2010: 25) geprägt sind, nur dann gelingt, wenn betroffene Familien als nicht funktionierend konstruiert werden. Diese Problematisierung wird dann immer nur auf einzelne Familien angewandt und gleichzeitig wird das positiv konnotierte Familienbild dadurch nicht in Frage gestellt.

Stationäre Kinder- und Jugendhilfe hat den Auftrag, ein Aufwachsen von Kindern in öffentlicher Verantwortung zu ermöglichen, wenn dies im Kontext der Familie aus unterschiedlichen Gründen nicht gewährleistet werden kann. In wohlfahrtsstaatlichen Regimes wird das Zusammenspiel von Familie, Markt und Staat geregelt. Hierbei kann für die Schweiz konstatiert werden, dass konservative Familienideologien die Familienpolitik und professionelle Interventionen leiten. Familie bekommt daher im wohlfahrtsstaatlichen Zusammenspiel eine hohe Autonomie zugesprochen bei gleichzeitig hoher Verantwortungsübertragung und wenig staatlicher Unterstützung (vgl. Gabriel et al. 2013: 220). Diese Tendenz ist im gesamten deutschsprachigen Raum beobachtbar.

Martina Richter sieht eine Verschiebung von wohlfahrtsstaatlicher Verantwortung für Hilfs- und Unterstützungsprozesse und damit verbundener gesellschaftlicher Verantwortung ins Private:

„Die zunehmende Brüchigkeit [...] führt zu einer Verschiebung gesellschaftlicher Anforderungen ins Private. Unausgesprochen wird das Programm einer zunehmenden Kompensation sozialer Risiken (Arbeitslosigkeit, Krankheit etc.) durch Familien (re)formuliert“ (Richter 2008: 33).

Soziale Ungleichheiten führen so zu einer ungleichen Verteilung von Risiken. Oelkers (2018) zeigt ebenfalls auf, wie Eltern in fachwissenschaftlichen Diskursen als verantwortlich für die Schaffung von förderlichen Bildungsmöglichkeiten für ihre Kinder konstruiert werden und dies unabhängig von ihren „unterschiedlichen strukturellen Möglichkeiten und Ressourcenausstattungen“ (Oelkers 2018: 104).

Die stationäre Jugendhilfe befindet sich auf einer strukturellen Ebene im Spannungsfeld zwischen öffentlicher Verantwortung und Privatheit. So ist das Aufwachsen von Kindern auf einer normativen Ebene und vor dem Hintergrund bürgerlicher Vorstellungen von Kindheit im Privaten verortet, was stark in Abgrenzung zum Öffentlichen konstruiert wird (vgl. Eßer 2013: 164). In diesem Zusammenhang zeigt sich auch eine „Anrufung der Bildungsbedeutsamkeit von Familie“ (Richter/Andresen 2012: 250). Gleichzeitig wird zunehmend eine Familialisierung von Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe sichtbar. Damit ist eine Ausrichtung der Angebote am Modell der bürgerlichen Kleinfamilie gemeint, das in diesem Sinne als ideale Situation des Aufwachsens für Kinder und Jugendliche konzeptualisiert wird (vgl. Eßer 2013).

Familie gewinnt also an Bedeutung für die Gewährleistung eines guten Aufwachsens und die Ermöglichung von Bildung. Empirische Studien zu Elternbildern in der Kinder- und Jugendhilfe zeigen auf, dass Pädagog\*innen sich wenig von ihrem eigenen normativen (kleinbürgerlichen) Familienbild distanzieren und dies unreflektiert in die Arbeit mit Familien und damit in die Abklärungen des Hilfebedarfes einfließt (vgl. Bauer/Wiezorek 2009: 173ff.). Gleichzeitig finden Prozesse statt, in denen Familien in Diskursen des Kinderschutzes als vulnerabel konstruiert werden, worüber wiederum Normierungsprozesse und die Notwendigkeit staatlicher Eingriffe legitimiert werden. Mit der Konstruktion als vulnerable Familie gehen individualisierende Problematisierungen der Familie und eine De-Thematisierung von Ungleichheits- und Armutsverhältnissen einher (vgl. Bauer/Wiezorek 2016: 22ff.). Diese individualisierenden Problematisierungen von Familie können zu entnormalisierenden Adressierungen im Übergang in die stationäre Jugendhilfe führen.

Insgesamt wird deutlich, dass sich das Reden über Familie immer vor dem Hintergrund von dominanten Vorstellungen einer ‚Normalfamilie‘ vollzieht. Dies hat auch Auswirkungen auf die stationäre Kinder- und Jugendhil-

fe und darauf, wie in diesem Kontext Familie verstanden wird. Karl Lenz weist darauf hin, dass der Familienbegriff ein „Allerweltsbegriff mit hohem Aufklärungsbedarf“ (Lenz 2016: 166) sei. Dies führt er darauf zurück, dass der Begriff der Familie schnell eine stark normative Dimension beinhaltet und gleichzeitig historisch auf Vorstellungen eines bürgerlichen Familienmodells rekurriert (vgl. ebd.). In den skizzierten Diskurslinien unterschiedlicher Familienvorstellungen in der stationären Jugendhilfe wird sichtbar, dass das Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe in vielerlei Hinsicht als Abweichung verstanden werden kann. Welche Bedeutungen dies aus biographischer Perspektive haben kann, wird im weiteren Verlauf diskutiert.

## **Verständnis von Subjekten im Kontext von Macht, Normalität und intersektionalen Differenzverhältnissen**

Bevor ich auf die empirischen Ergebnisse eingehe, stelle ich zentrale theoretische Bezüge der Studie dar, die es ermöglichen, die Frage nach den Normalitätskonstruktionen von Familie in den Biographien von Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Heimerfahrungen zu rahmen. Damit verbunden ist eine Schärfung meiner Perspektive auf Biographien im Kontext von intersektionalen Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen.

Die theoretischen Konzepte der Biographietheorie, der Übergangstheorie, der Subjektivierung sowie der Intersektionalität dienen in der empirischen Analyse der Untersuchung als „sensitizing concepts“ (Blumer 1954), die es ermöglichen, in den Daten Blickrichtungen und Ansatzpunkte sowie Aufmerksamkeitsfokusse für die Analyse zu entwickeln.

Der Studie liegt ein Verständnis sozialwissenschaftlicher Biographieforschung zugrunde, wonach biographische Konstruktionen voller Verweise auf ‚das Allgemeine‘ sind (vgl. Alheit/Dausien 2000). Mit einer biographischen Perspektive kann ein Blick auf die Verwobenheit von gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen und subjektiven Positionierungen sowie damit verbundener Handlungsfähigkeit eingenommen werden (vgl. Dausien et al. 2016). Biographische Zugänge bieten somit die Möglichkeit, in den Konstruktionen individueller Lebensgeschichten das Verhältnis von strukturellen Bedingungen und Handlungsmöglichkeiten zu untersuchen. In Bezug auf die Frage nach Normalitätskonstruktionen ist mit diesem Verständnis davon auszugehen, dass in Biographien eine Verbindung zwischen dem eigenen Leben und den damit verbundenen Erfahrungen sowie kollektiven und gesellschaftlichen Anforderungen hergestellt wird. In diesen Bezugnahmen lassen sich hegemoniale Normalitätsordnungen rekonstruieren.

Erweitert werden diese biographietheoretischen Gedanken mit den theoretischen Überlegungen von Butler zu Subjektivierung (Butler 1991, 2001).

Den Überlegungen liegt ein Subjektverständnis zugrunde, das einerseits Subjekte als eingebunden in gesellschaftliche Machtordnungen versteht und andererseits gleichzeitig auf deren Handlungsfähigkeit verweist und dies als ambivalentes Verhältnis darstellt. Diese Perspektive auf Subjektivierung und Subjektivierungsprozesse ermöglicht die Macht- und Normalitätsordnungen in den Blick zu nehmen, welche die Biographien rahmen. Hier stellt sich dann die Frage, welche Macht- und Normalitätsordnungen sich in den Subjektivierungsprozessen rekonstruieren lassen und inwiefern sich die Biograph\*innen hierzu widerständig verhalten oder den Ordnungen unterworfen sind.

In erziehungswissenschaftlichen Forschungen haben die Arbeiten von Butler zu Gender (Butler 1991) und Subjektivierung (Butler 2001) in den letzten Jahren zunehmend Beachtung gefunden (bspw. Ricken/Balzer 2012). Ein verbindendes Element dieser Forschungsarbeiten besteht darin, dass sie die Abhängigkeit von Subjekten von gesellschaftlichen Macht-, Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen bzw. Diskursen und damit verbundenen Kategorisierungen berücksichtigen.

Junge Erwachsene in der stationären Jugendhilfe sind unterschiedlich gesellschaftlich positioniert. So sind ihre Biographien eingebettet in ableistische, heteronormative, sexistische, rassistische und klassistische gesellschaftliche Verhältnisse. Auch die oben skizzierten Diskurse über ‚Normalfamilien‘ sind in diese Verhältnisse eingebettet und entfalten subjektivierende Wirkungen.

Zur Analyse dieser Macht- und Ungleichheitsverhältnisse wird Intersektionalität als Perspektive herangezogen. Normalitätskonstruktionen sind eingebunden in verschiedene, sich überlagernde (intersektionale) Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse.

In diesem Sinne wird dann empirisch aus einer macht- und dominanzkritischen Haltung die Bedeutung von verschiedenen sozialen Differenzlinien für Subjektpositionierungen, soziale Praxen, Diskurse oder Identitätspolitiken herausgearbeitet. Mit Bezug zu den Überlegungen von Riegel wird in der Untersuchung Intersektionalität als Analyseperspektive (Riegel 2010) verstanden. Der von ihr konzipierte Analyserahmen wurde als theoretisch fundierte Heuristik entwickelt und stellt kein methodisches Vorgehen dar, das Schritt für Schritt durchgearbeitet werden soll (vgl. Riegel 2016: 138f.). Im Kern geht es ihr darum, auf verschiedene Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnisse in ihrem Zusammenspiel und ihren Überlagerungen zu fokussieren. Neben einem intersektionalen Analysemodell mit mehreren differenzierten Analyseebenen umfasst das Modell Fragedimensionen als „strategische Blickrichtungen“ (Riegel 2014: 179), die im Forschungsprozess an das Material herangetragen werden.

Mit Blick auf die empirische Beschäftigung mit Differenzverhältnissen aus biographischer Perspektive wurde in der vorliegenden Studie empirisch

darauf fokussiert, wie Differenzen als soziale Konstruktionen empirisch ungleiche Möglichkeitsräume hervorbringen. Hierfür wurde nicht vorab definiert, auf welche Kategorien fokussiert werden, sondern der Fokus liegt auf der empirischen Untersuchung, welche Differenzkonstruktionen, Grenzziehungen und damit verbundene Ungleichheiten deutlich werden und mit welchen Folgen. Dabei wird davon ausgegangen, dass die Biograph\*innen nicht machtlos den Differenzordnungen ausgesetzt sind und sie sich auf (re-)produzierende oder auch verändernde Art und Weise dazu ins Verhältnis setzen.

## **Familienkonstruktionen zwischen Ent-Normalisierung und einem Ringen um Normalität**

In diesem Teil werden die empirischen Ergebnisse in Bezug auf die Frage nach den Normalitätskonstruktionen von Familie dargestellt. Da die forschende Beschäftigung mit Ambivalenzen verbunden ist, werde ich neben den Erkenntnissen auf der Grundlage der Interviews auch den Auswertungsprozess zum Gegenstand machen.

Die Datengrundlage der Studie stellen 14 biographisch-narrative Interviews mit Jugendlichen/Jungen Erwachsenen in der Schweiz dar, die zum Zeitpunkt der Befragung entweder kurz vor dem Übergang aus der stationären Jugendhilfe waren oder diese bereits bis zu zehn Jahre verlassen hatten. Das Alter der Befragten reicht von 17 bis 30 Jahren. Bei der Auswertung der Interviews habe ich mich an den Überlegungen von Schütze zur Narrationsanalyse (vgl. Schütze 1983) orientiert, diese aber in Bezug auf das Erkenntnisinteresse erweitert. Diese Erweiterung umfasst die oben dargestellte ungleichheits- und differenztheoretische Kontextualisierung der Arbeit und die mit dem Ansatz der Subjektivierung verbundene Perspektive auf diskursive Rahmungen und damit verbundene Normalitätsordnungen. Die Grounded Theory diene dazu, den Forschungs- und Erkenntnisprozess zu strukturieren und das Verhältnis von Theorie und Empirie zu bestimmen (vgl. Strauss/Corbin 1996: 32ff.). Die Erhebung der Interviews und Reihenfolge der Auswertung erfolgte nach dem Prinzip des ‚Theoretical Sampling‘ (vgl. Strauss 1994: 70f.).

Im Folgenden werden Aspekte der Ergebnisse der Forschung ins Zentrum gestellt, die für die Frage nach der Normalität von Familie in Forschungspraxis als auch in den Ergebnissen der Interviews relevant erscheinen. Um möglichst unterschiedliche Aspekte der Normalitätskonstruktionen von Familie sichtbar zu machen, werden keine biographischen Einzelfälle dargestellt, sondern vielmehr Ausschnitte und Aspekte aus verschiedenen Interviews präsentiert und vergleichend diskutiert.

## *Herausforderungen in der Re- und Ko-Konstruktion von Familie in Interpretationspraxis*

In der Interpretation der Daten sowie in Forschungswerkstätten wurde immer wieder sichtbar, wie herausforderungsvoll das Reden über Familie und die Nutzung des Begriffes im Zusammenhang mit Interpretationen ist. So zeigen sich in der Praxis des Interpretierens in Bezug auf den Gegenstand der Familie normative Orientierungen der Forschenden. Diese wurden in der Auswertungspraxis des Materials in Gruppen sichtbar. Die Beobachtung deckt sich mit den Überlegungen von Lenz (2016), der hervorhebt:

„Familie ist – wie kaum ein anderer – ein wertbeladener Begriff. Mit Familie werden – vielfach unreflektiert – die eigenen Auffassungen und Hoffnungen vermengt, wie eine ‚richtige Familie‘ oder ein ‚richtiges Familienleben‘ auszusehen habe“ (Lenz 2016: 166).

So wurde in Diskussionen über Kindheitserfahrungen der Biograph\*innen deutlich, dass oftmals Normalitätsvorstellungen eines ‚richtigen Familienlebens‘ als eine implizite Folie zur Bewertung der Kindheitserfahrungen der Biograph\*innen herangezogen wurden. Offensichtlich evozieren gewisse Beschreibungen in den biographischen Interviews sehr stark normative Reaktionen. Diese unterschiedlichen normativen Orientierungen wurden bspw. in der Interpretation der folgenden Sequenz sichtbar. In der Interviewpassage beschreibt Celina Schweizer, die zum Zeitpunkt des Interviews 24 Jahre alt ist, wie sie in der Folge des Todes Ihrer Großmutter viel Verantwortung für ihre Geschwister übertragen bekommen hat:

*(.) dann habe ich dann alles daheim dürfen, (.) //mmh/// (.) machen, (1) ich habe meine Geschwister zum Handballmatch mitnehmen müssen sonst hätte ich nicht gehen dürfen und damals ist mein Bruder (2) zwei gewesen (.) ((stärkeres Ausschneufen)) //mmh mmh (2) mmh (2) mmh// ja ich habe das Mittagessen gemacht (2) ich habe (2) die Hausaufgaben mit meinen (1) mit meiner Schwester gemacht (1) //mmh/// (.) so, (1) am Abend sind (.) bin ich oft alleine gewesen (.) das Mami nicht da gewesen (1) //mmh/// (3) ähm (3) ja, (3) //mmh/// (7) ähm (1) dann, (3) ja, ist es eigentlich so weitergegangen, (1) habe es zwar immer (.) sehr mühsam gefunden und (.) ja, (3) (Celina Schweizer; 13; 64-72).*

In den ersten Reaktionen auf diesen Ausschnitt zeigen sich Interpretationen, in denen das Verhalten der Mutter, die sich nicht um ihre Kinder kümmern kann und in deren Folge Celina Schweizer viel Verantwortung übernimmt, stark skandalisiert wurde. Celina Schweizer selbst war zu dem Zeitpunkt, von dem sie hier erzählt, zehn Jahre alt. Es scheint nahe zu liegen, die Beschreibungen von Celina zur fehlenden Mutter schnell als Zeichen der Vernachlässigung durch die Mutter zu interpretieren, die ihrer Verantwortung nicht gerecht wird. Gleichzeitig kann aber die Frage gestellt werden, was die Biographin hier erzählt und was nicht. Ihr Vater, der kurz zuvor die Familie verlassen hat, bleibt in dieser Sequenz unsichtbar. In den ersten Assoziationen in Forschungswerkstätten wurde die Vernachlässigung durch die Mutter

sehr stark ins Zentrum der Interpretationen gerückt. Die Leerstelle in Bezug auf die Rolle des Vaters wurde hingegen kaum thematisiert.

Die Biographin konstruiert sich hier als Kind und Jugendliche, die aufgrund ihrer hohen Verantwortung für ihre Geschwister für wenig anderen Raum hat. Sie stellt sich in der Rolle als älteste Schwester als dafür verantwortlich dar, sich um die Geschwister zu kümmern. Was aus ihrer Sicht die Ursachen dafür sind, dass ihre Mutter sich nicht um ihre Kinder kümmert, bleibt unklar. Vielmehr übernimmt sie in ihrer Darstellung die ‚Mutterrolle‘. Durch ihre Darstellung wird Kritik an ihrer Mutter deutlich, ohne dass sie diese expliziert.

Auf einer normativen Ebene und untermauert durch Gesetze sind Eltern für die Beaufsichtigung und Erziehung ihrer minderjährigen Kinder verantwortlich. Normalitätskonstruktionen von Mütterlichkeit in heterosexuellen Paarbeziehungen übertragen die Verantwortung für Carework insbesondere der Mutter. Vor diesem Hintergrund wirkt die Darstellung der wenig präsenten Mutter als Abweichung, und es erscheint begründungsbedürftig, warum sie diese Rolle nicht einnimmt.

Durch ihre Art der Darstellung, in der ihre Mutter offensichtlich ihrer normativen Rolle als sorgende und für ihre Kinder anwesende Bezugs- und Betreuungsperson nicht gerecht wird, entsteht Raum für Kritik an der Mutter. Die implizite Kritik an ihrer Mutter wird durch die Konstruktionsweise an die Zuhörer\*innen ihrer Geschichte übertragen. In ihrer Erzählung – auch über die Sequenz hinausgehend – zeigt sich eine Inszenierung von Ungerechtigkeit als Stilmittel. Es scheint so, dass sie durch diese Art der Darstellung Einfluss auf die Lesarten nimmt, die sich aus der Rezeption ihrer Geschichte ergeben.

Hier wird sichtbar, dass offensichtlich Familienbilder sehr stark die Diskussionen und biographischen Konstruktionen durchdringen und diese Idealbilder als Kontrastfolie herangezogen werden. Da diese Kontrastfolien zum Teil nicht begründet und expliziert werden, scheint es, dass an diesem Punkt offensichtlich dominante Vorstellungen von Familie in die Auswertungen einfließen und implizit davon ausgegangen wird, dass diese Wissensbestände geteilt werden. Weiterhin zeigt sich, dass die Biographin ebenfalls diese Wissensbestände nutzt, um implizit Kritik an den Verhältnissen zu Hause auszuüben.

Als weitere Herausforderung in der forschenden Beschäftigung mit Familien in den Daten ist, dass häufig nicht klar aus den Biographien rekonstruiert werden kann, welche Familienkonstruktionen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen haben. So werden auf der einen Seite soziale Konstellationen des Aufwachsens geschildert, in denen ihre Eltern, Geschwister, Großmütter, aber auch andere verwandtschaftliche oder soziale Bezüge mit Erwachsenen beschrieben werden, die Sorge für die Biograph\*innen übernehmen und mit denen sie in einem Erziehungsverhältnis stehen. Auf der anderen Seite nutzen die Biograph\*innen teils explizit den Begriff „Familie“,

aber führen hierbei nicht immer weiter aus, wer für sie dazu zählt. Hieran wird sichtbar, dass in der Praxis der Rekonstruktion nicht ohne weiteres davon ausgegangen werden kann, dass sich die Normalitätsvorstellungen von Familie der Biograph\*innen mit denen der Forscher\*innen decken. Insgesamt wird der Begriff der Familie sehr viel häufiger von mir als Forscherin herangezogen, als er in den Interviews genutzt wird.

Weiterhin ist mir in Bezug auf die Beschäftigung mit meiner Positionierung als Forscherin im Forschungsprozess deutlich geworden, dass das Aufwachsen in einer Familie (im Gegensatz zum (temporären) Aufwachsen in öffentlicher Verantwortung der untersuchten Jugendlichen) mit spezifischen Perspektiven, zahlreichen Privilegien und Selbstverständlichkeiten verbunden ist. In der qualitativen Forschung wird darauf hingewiesen, dass die Reflexion der eigenen Positionierung relevant ist und immer auch zum Gegenstand gemacht werden sollte, allerdings wird dies oftmals zu den klassischen Differenzlinien wie Klasse, ‚race‘ oder Gender ins Verhältnis gesetzt. In Bezug auf eigene Familienerfahrungen, Familienkonstruktionen und damit einhergehenden normativen Vorstellungen habe ich hingegen erst im Laufe der Zeit angefangen, meine Positionierung zu hinterfragen.

Diese darin deutlich werdende Selbstverständlichkeit einer Kindheit und Jugend im Familienkontext macht sichtbar, wie hegemonial hier Normalitätsvorstellungen wirksam werden. Darin eingelagert ist ein undifferenziertes Reden im Rahmen von hegemonialen Diskursen über Familie. In Bezug auf die Care Leaver werden dabei oft ihre biologischen Herkunftsfamilien gemeint und fluide sowie diversifizierte Familienformen weniger mitbedacht.

### *Kontrastfolie Bilderbuchfamilie*

Im nächsten Schritt wird nun auf die Re- und Ko-Konstruktion von Normalitätskonstruktionen von Familie in den Biographien eingegangen. Auffallend ist, dass diese in den Konstruktionen der Biographien als Vergleichshorizont und zur Bewertung von eigenen Erfahrungen Eingang finden.

So setzt sich Marla Brunori in ihrem Interview stark mit normativen Bildern von Familie auseinander. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Marla Brunori 24 Jahre alt und lebt mit ihrer Freundin in der Einliegerwohnung der Eltern der Freundin. Das Paar plant von dort auszuziehen, sobald beide ihre Ausbildungen abgeschlossen haben.

In der folgenden Sequenz reflektiert Marla die Beziehung zu ihrer Schwester und deren Familie, bei der sie sich als Jugendliche regelmäßig aufgehalten hat:

*M: mit meiner große- (.) Schwester hatte ich eigentlich immer ein gutes Verhältnis, die hat auch (.) vier Kinder ///mmh/// (.) ich war da oft Babysitten war oft bei ihr das war so (.) ja das war für mich so die Bilderbuchfamilie und (.) ich habe mich da eigentlich*

*immer wohlgefühlt (1) ich war viel da habe auch viel dort übernachtet und so (1) (Marla Brunori; 107-110).*

Zum einen wird hier deutlich, dass ihre Schwester und die Beziehung zu ihr eine Ressource für sie darstellt, zum anderen konstruiert sie die Familie ihrer Schwester als „Bilderbuchfamilie“. Dies verweist als Begriff auf eine idealisierte Vorstellung von Familie. Für sie geht damit einher, dass sie sich auf einer emotionalen Ebene gut aufgehoben fühlt und sich dort gerne aufhält. Was diese „Bilderbuchfamilie“ für sie auszeichnet, führt sie auf Nachfrage noch weiter aus:

*M: Ja ich meine die haben ein Haus, ich meine sie haben die vier Kinde:r da ha-da wurde immer zusammen am Tische gegessen:: der Vater war dann irgendwann mal zurück von der Arbeit und (.) meine Schwester immer zu Hause:: (Marla Brunori; 560-562).*

In dieser Beschreibung zeigen sich normative Bilder eines bürgerlichen heteronormativen Familienmodells, bei dem eine klassische Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern besteht und die Frau für die Kinder zu Hause und den Haushalt zuständig ist, der Mann hingegen der Erwerbsarbeit nachgeht. Mit der Eröffnung der Sequenz über den Raum der Familie – „die haben ein Haus“ – wird die idealisierte Familie damit zugleich auch in einen klaren Klassenkontext gesetzt. Am Ende des Tages treffen sich alle Personen der Kernfamilie zum gemeinsamen Abendessen. Der Verweis darauf, dass „immer zusammen am Tische gegessen.“ wird, markiert eine Kultur des gemeinsamen Essens, was an eine von bürgerlichen Idealen geprägte Familienkultur erinnert.

Ihr Aufwachsen am Ort ihrer Herkunftsfamilie ist hingegen geprägt durch die Trennung ihrer Eltern, als sie sieben Jahre alt ist. Sie und ihre jüngere Schwester bleiben bei ihrer Mutter. In ihrer Darstellung der Trennung und der Entscheidung über das Sorgerecht wird ein parentifizierendes Sprechen von Marla Brunori deutlich:

*M: wir mussten dann auch mitentscheiden ums Sorgerecht was recht schwierig war wenn (.) ja da kommt man nicht so draus und dann //mmh// (.) die Mama sagt das der Papa sagt das und da wird das immer so ein bisschen (.) ja //mmh// (.) man will irgendwie keinen von beiden vernachlässigen: und //mmh// (1) ja für Mama war (.) M- Mama war für mich immer so ein bisschen die Schwächere, //mmh// (.) weil sie hat halt immer viel geweint und (.) so au- vom Äußerlichen her war sie halt die Schwächere für mich (1) und ähm (1) ja dann sind wir mit Mama geblieben ich und meine kleine Schwester durften aber jedes Wochenende zum Papa (E6; 61-68).*

Der Begriff „vernachlässigen“, den sie hier in Bezug auf ihren Wunsch formuliert, dass sie und ihre Schwester beiden Elternteilen gleichermaßen gerecht werden wollen, wird oft im Zusammenhang mit Kindeswohlgefährdung benutzt, wobei auf die Verantwortung der Eltern für die Kinder verwiesen wird und nicht umgekehrt. In der Kombination des Begriffes der Vernachlässigung mit der Bezeichnung ihrer Mutter als „so ein bisschen die Schwäche-

re“ konstruiert sie ihre Mutter als unterstützungsbedürftig. Dies verweist darauf, dass sich ihre Erfahrungen von Familie mit ihren Eltern offensichtlich stark vom idealisierten Bild der Familie ihrer Schwester unterscheiden. Vor dem Hintergrund dieser normativen Folie werden für Marla Brunori ihre eigenen Erfahrungen der Trennung ihrer Eltern und des Aufwachsens in einer „Ein-Elter-Familie“ (Lenz 2016: 170) abweichend. In der Analyse ihrer eigenen Familiensituation wird die Inanspruchnahme von pädagogischem Fachjargon sichtbar und es dokumentiert sich darin die Inanspruchnahme einer expertokratischen Redeweise.

Im Interview wird eine hohe Sehnsucht nach Normalität von Familie sichtbar, die bei Marla viel mit kleinbürgerlichen Familienkonstruktionen zu tun hat. Dies führt bei ihr dazu, dass sie trotz der Belastungen in ihrer Familie mit dem Übergang in die stationäre Jugendhilfe den Wunsch entwickelt, zurück nach Hause zu ihrer Mutter zu wollen. Auch wenn sie rückblickend letztendlich die Zeit in der Jugendhilfe als positiv bewertet, begleitet sie während ihrer Platzierung dort große Sehnsucht nach dem Aufwachsen im Kontext ihrer Familie, was für sie beschränkt auf ihre Eltern ist. Interessant ist, dass sie im Interview dieses Bild einer heterosexuellen Kleinfamilie nicht hinterfragt, obwohl sie selbst in einer Beziehung mit einer Frau lebt und in dieser Hinsicht nicht der heteronormativen Norm entspricht.

In den biographischen Konstruktionen der befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Heimerfahrungen zeigt sich insgesamt eine starke Orientierung an hegemonialen Vorstellungen einer ‚Normalfamilie‘. Dies führt dazu, dass ihre eigenen konkreten Familienerfahrungen diesen Normalitätsvorstellungen in verschiedener Hinsicht nicht entsprechen. Gleichzeitig werden Anstrengungen sichtbar, ihre eigenen Familienerfahrungen zu normalisieren. So zeigen sich auf der einen Seite Ambivalenzen hinsichtlich belastender Beziehungskonstellationen in der Familie, Verletzungen, Gewalterfahrungen oder der Notwendigkeit der frühen Verantwortungsübernahme für Geschwister oder Elternteile. Auf der anderen Seite werden Anstrengungen sichtbar, hierfür Erklärungen zu geben. Mit diesen Erklärungsversuchen von verletzenden Erfahrungen, die die Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit relevanten Personen oder in ihrer Familie gemacht haben, scheinen die Biograph\*innen ihre Familienerfahrungen gleichzeitig auch zu normalisieren und zu legitimieren, warum ihre Situation anders war. Es entsteht der Eindruck, dass die jungen Menschen mehrheitlich darum bemüht sind, einer zu starken Kritik an ihren Eltern aufgrund ihrer Erzählungen entgegenzuwirken und diese in Schutz zu nehmen. Damit verbunden ist eine starke Verantwortungsübernahme der Jugendlichen und jungen Erwachsenen für das, was ihnen widerfahren ist. In der Bearbeitung ihrer Biographie scheinen sie stark darum bemüht, an den Problemkonstruktionen, die auf sie mittels Diagnosen angewandt werden, zu arbeiten und gleichzeitig die Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen sind, zu erklären und damit sich selbst zu normalisieren. Unter

intersektionaler Perspektive zeigt sich, wie in den Biographien klassistische, rassistische oder heteronormative Ungleichheitsverhältnisse vor der Dominanz eines bürgerlichen Modells einer heterosexuellen Normalfamilie als individuelles Scheitern von Eltern umgedeutet werden.

Normalitätsvorstellungen von Mütterlichkeit spielen eine bedeutsame Rolle in Bezug auf Begründungen für Übergänge in die stationäre Jugendhilfe. Diese Normalitätsvorstellungen sind verknüpft mit heteronormativen Familienmodellen, in denen Mütter für Sorgearbeit zuständig sind. Wie bereits am Beispiel von Celina Schweizer ausgeführt, zieht diese ihre abwesende Mutter als Begründung dafür heran, dass sie früh viel Verantwortung übernehmen muss. Implizit wird hier also ein hegemoniales Norm-Familienbild angeführt und damit auf eine Normalitätsvorstellung von Familie rekurriert, von der sich das eigene Aufwachsen unterscheidet. Dieser Vergleichshorizont führt auf der einen Seite zur Ent-Normalisierung der eigenen Familie. Ent-Normalisierung meint Prozesse und Markierungen, mit denen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen bzw. ihre Familien als nicht der Norm entsprechend markiert werden. Auf der anderen Seite liefern diese Ent-Normalisierungen aber auch Begründungen für den Übergang in die stationäre Jugendhilfe und die Inanspruchnahme von Unterstützung.

### *Leben in der stationären Jugendhilfe im Vergleich zum Leben in einer Familie*

Weiterhin spielt der Vergleich zwischen dem Ort der stationären Jugendhilfe und dem Wohnen an diesem Ort im Unterschied zum Wohnen in einer Familie eine Rolle in den Biographien (vgl. hierzu auch vertieft Mangold/Rein 2017). In diesen Vergleichen sind Emotionen in Bezug auf den Ort des Wohnens relevant, wie bei Songül Demirbas sichtbar wird:

*S: also ich habe mich jetzt nicht wie daheim gefühlt (.) weil es ist kein Zuhause aber (1) aber ich habe mich doch (.) also ich habe an einem sicheren Platz gefühlt, und auch wohlgeföhlt (.) das schon (1) also ich habe gewusst wenn ich dort bin dann (1) ähm (.) habe ich eine gute Unterstützung und ich habe jemand hinter meinem Rücken; (2) (Songül Demirbas; 181-185).*

Hier findet eine klare Differenzierung zwischen ‚wohlfühlen‘ und ‚Zuhause‘ statt. Mit Zuhause verbindet Songül mehr als das, was sie in der stationären Jugendhilfe erlebt, obwohl sie diese als „sicheren Platz“ wahrnimmt und sich dort offensichtlich wohlföhlt. Hier scheint es so, dass vor dem Hintergrund von normativen Ordnungen, also trotz der Sicherheit und eines Geföhls des Wohlfühlens, immer gleichzeitig etwas für sie in der stationären Jugendhilfe fehlt.

Auch Liah Petrovic beschreibt das Wohnen in einer Wohngruppe in der stationären Jugendhilfe mit dem Gefühl des Wohlfühlens und hebt die Beziehungsdimension zu den Pädagog\*innen hervor:

*L: (...) und dann ist (...) alles gut gewesen (...) (2) und die (...) Sozis dort sind so wie (...) Familie geworden (...) für mich (2) sie haben sich ja immer abgewechselt im Dienst und es hat auch immer jemand dort geschlafen und so und das ist (...) ich habe mich einfach nur wohlgeföhlt (Liah Petrovic; 276-279).*

Liah Petrovic stellt evaluativ fest, dass sie sich wohlgeföhlt habe in der Einrichtung der stationären Jugendhilfe. Diese emotionale Dimension bringt sie hier in Zusammenhang mit den Sozialpädagog\*innen, die sie als „Sozis“ bezeichnet, was eine gewisse Vertrautheit durch die Abkürzung zum Ausdruck bringt. Gleichzeitig kann diese verniedlichende Art der Benennung der Berufsgruppe als Widerständigkeit gegenüber einer professionell distanzierenden Beziehung gelesen werden. In der Konstruktion der „Sozis“ als „so wie (...) Familie“ zeigt sich, dass hier Familie als Referenzrahmen herangezogen wird für die Bewertung der Qualität der Beziehung. Gleichzeitig wird in Bezug auf die stationäre Jugendhilfe deutlich, dass diese Familie aber nicht ganz imitieren kann. Diese Ambivalenz zeigt sich in der Hervorhebung, dass sich die Sozialpädagog\*innen dort mit dem Dienst abgewechselt haben, was darauf verweist, dass diese in einer professionell arbeitsteiligen Organisationsform ihrer Lohnarbeit nachgehen. Trotz dieser Widersprüchlichkeiten spricht sie den professionellen Sozialpädagog\*innen aber hier dahingehend die Qualität einer Familie zu, als dass sie sich am Ort der stationären Jugendhilfe wohlföhlt. Hieran zeigt sich, dass Vorstellungen von Norm-Familien in der stationären Jugendhilfe als Vergleichshorizont relevant sind. Auch wird das eingangs beschriebene Prinzip der Familiarität aufgegriffen und es zeigt sich, dass das Aufwachsen dort zum Teil wie Familie erlebt wird. Diese Beanspruchung von Familiarität für die Erfahrungen in der stationären Kinder- und Jugendhilfe kann als Widerstand gelesen werden gegen Adressierungen nicht in einer Normalfamilie aufzuwachsen.

## Fazit

Erfahrungen und Prozesse der Ent-Normalisierung werden in den Biographien der vorliegenden Untersuchung in verschiedenen Bereichen sichtbar. Die Bereiche sind verknüpft mit Macht- und Differenzordnungen. In den Biographien werden hierbei auch Prozesse deutlich, mit denen Erfahrungen der Ent-Normalisierung in verschiedenen Phasen oder Kontexten miteinander in Verbindung stehen. So zeigen sich bspw. Erfahrungen, dass das Aufwachsen in prekären Verhältnissen oder die eigene Familiengeschichte als nicht

normal und abweichend markiert werden und dies dann zum Übergang in die Jugendhilfe führt, womit auch wiederum Erfahrungen der Ent-Normalisierung verbunden sind. Hegemoniale Normalitätsordnungen können kontextabhängig zu Auf- oder Abwertungen führen und werden auch situativ von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen verändert. In Bezug auf die eigene Familie wird deutlich, dass hier in unterschiedlicher Hinsicht Erfahrungen der Ent-Normalisierung existieren. Dabei zeigen sich Ambivalenzen in den Biographien einerseits dahingehend, die eigenen Elter(n) als abweichend zu konstruieren, um damit den Hilfebedarf zu legitimieren, und andererseits wiederum Zurückweisungen von Adressierungen, die die Familien der jungen Menschen als abweichend markieren.

Interessant ist dabei, wie der Begriff der Familie zur Beschreibung von sozialen Beziehungen mit den Peers auf der Wohngruppe oder mit Sozialpädagog\*innen angewandt wird. Dies kann als widerständige Praxis gelesen werden, da hier Verschiebungen in Bezug auf Normalitätsvorstellungen von Familie stattfinden. Gleichzeitig wird aber in den Formulierungen sichtbar, dass die Herstellung von Familie mit diesen sozialen Beziehungen legitimierungsbedürftig sind und zum Teil relativiert werden, wie im Fall von Liah Petrovic, die sagt, die Pädagog\*innen seien „*so wie (.) Familie*“.

In den Übergängen in die stationäre Jugendhilfe werden übergreifend Erfahrungen der Ent-Normalisierung im Zuge der Prozesse deutlich, in denen die jungen Menschen zu Adressat\*innen von Hilfe (gemacht) werden. Diese Formen der Ent-Normalisierung hängen mit der wohlfahrtsstaatlichen Funktion von stationärer Jugendhilfe zusammen. So werden Angebote und die damit verbundenen Interventionen auf der Grundlage von Norm-Abweichungen bei den Jugendlichen selbst oder ihrer Familie begründet. In diesem Sinne werden durch stationäre Jugendhilfe soziale Probleme im Kontext des familiären Aufwachsens als Anlass für die Intervention herangezogen. Dadurch sind also die herausgearbeiteten Prozesse der Ent-Normalisierung fest mit der Logik des Unterstützungsangebotes verknüpft. Aus biographischer Sicht zeigt sich dabei, dass zum Teil Erfahrungen des Nicht-selbstverständlich-Dazugehörens, des Andersseins, des Problematisch-Seins in institutionellen Adressierungen gemacht werden. Somit werden vielfältige Subjektpositionen des Nicht-normal-Seins nahegelegt. Gleichzeitig wird dabei deutlich, dass mit den institutionellen Erfahrungen der Ent-Normalisierung Möglichkeiten der Handlungsfähigkeit verbunden sind und diese zum Teil als eine Form der Bemächtigung genutzt werden können.

Gleichzeitig werden auch in Bezug auf ihre Familien Strategien der Selbst-Normalisierung sichtbar. Die Normalisierung der eigenen Kindheit ist verknüpft mit Erfahrungen der Ent-Normalisierung der eigenen Familiengeschichte im Kontext von stationärer Kinder- und Jugendhilfe. Hier werden Parallelen zur Forschung von Ann Phoenix (2017) sichtbar, die sich mit den Biographien von Erwachsenen beschäftigt, deren Kindheiten infolge einer

Ketten-Migration als nicht normal adressiert werden.<sup>2</sup> Sie zeigt dabei auf, wie in den biographischen Konstruktionen Anstrengungen unternommen werden, Bereiche der eigenen Kindheit ins Zentrum zu rücken, die vor dem Hintergrund von hegemonialen Familienbildern als normativ gelten, wie bspw. positive familiäre Bindungen. Dabei unterwerfen die Biograph\*innen sich hegemonialen Vorstellungen von Familie und markieren Bereiche, in denen sie diesen Vorstellungen entsprechen. So fordern sie auch Anerkennung für ihre Familiengeschichte (ebd.: 181ff.). Analog wird in der hier vorliegenden Untersuchung deutlich, dass die Jugendlichen und jungen Erwachsenen Bilder aufrufen von ‚glücklichen‘ und ‚schönen‘ Kindheiten und damit einhergehenden Normvorstellungen. In der Folge markieren sie Zonen in ihrer Biographie, in denen sie diesen Erwartungen entsprechen, und normalisieren sich hierüber selbst. Dabei zeigt die Studie, dass gerade durch die Erfahrungen nicht selbstverständlich als normal anerkannt zu werden, Anstrengungen sichtbar werden, mit denen die Biograph\*innen Normalität für sich und ihre Familien proklamieren.

## Literatur

- Alheit, Peter/Dausien, Bettina (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Hoerning, Erika M. (Hrsg.): *Biographische Sozialisation*. Stuttgart: Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft, S. 257-283.
- Bauer, Petra/Wiezorek, Christine (2009): Familienbilder professioneller Sozialpädagog\_innen. In: Thiessen, Barbara/Villa, Paula-Irene (Hrsg.): *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 173-193.
- Bauer, Petra/Wiezorek, Christine (2016): „Vulnerable Families“. Reflections on a Difficult Category. In: *Center for Educational Policy Studies* 6, 4, S. 11-28.
- Blumer, Herbert G. (1954): What is Wrong with Social Theory? In: *American Sociological Review* 18, S. 3-10.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dausien, Bettina/Mecheril, Paul (2006): Normalität und Biographie. Anmerkungen aus migrationswissenschaftlicher Sicht. In: Bukow, Wolf-Dietrich/Ottersbach, Markus/Tuider, Elisabeth/Yıldız, Erol (Hrsg.): *Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 155-175.

2 In der Untersuchung geht Ann Phoenix der Frage nach, wie Erwachsene ihre „nicht-normativen“ Kindheitserfahrungen“ (Phoenix 2017: 171) rekonstruieren. Gegenstand sind die Biographien von Menschen, die als Kind eine Zeit nicht bei ihren Eltern gelebt haben, weil diese (zunächst) ohne sie von der Karibik nach England migrierten.

- Dausien, Bettina/Rothe, Daniela/Schwendowius, Dorothee (2016): Teilhabe und Ausgrenzung als biographische Erfahrung. Einführung in eine biographiewissenschaftliche Analyseperspektive. In: Dausien, Bettina/Rothe, Daniela/Schwendowius, Dorothee (Hrsg.): *Bildungswege. Biographien zwischen Teilhabe und Ausgrenzung*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 25-67.
- Éber, Florian (2013): Familienkindheit als sozialpädagogische Herstellungsleistung. Ethnographische Betrachtungen zu familienähnlichen Formen der Heimerziehung. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 8, 2, S. 163-176.
- Gabriel, Thomas/Keller, Samuel/Bolter, Flora/Martin-Blachais, Marie-Paule/Séraphin, Gilles (2013): Out of home care in France and Switzerland. In: *Psychosocial Intervention* 22, 3, S. 215-255.
- Groenemeyer, Axel (2010): Doing Social Problems – Doing Social Control. Mikroanalysen der Konstruktion sozialer Probleme in institutionellen Kontexten. Ein Forschungsprogramm. In: Groenemeyer, Axel (Hrsg.): *Doing Social Problems: Mikroanalysen der Konstruktion sozialer Probleme und sozialer Kontrolle in institutionellen Kontexten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 13-56.
- Lenz, Karl (2016): Familien. In: Schröer, Wolfgang/Struck, Norbert/Wolff, Mechthild (Hrsg.): *Handbuch Kinder- und Jugendhilfe*. 2. überarbeitete Aufl. Weinheim: Beltz Juventa, S. 166-202.
- Mangold, Katharina/Rein, Angela (2017): WOHNGruppe. Durchgangspassage vs. Daheim-Sein. In: Meuth, Miriam (Hrsg.): *Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 221-243.
- Oelkers, Nina (2018): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung. In: Jergus, Kerstin/Krüger, Jens Oliver/Roch, Anna (Hrsg.): *Kindeswohl: Aktivierung von Eltern(-verantwortung) in sozialinvestiver Perspektive*. Wiesbaden: Springer VS, S. 103-119.
- Phoenix, Ann (2017): Claiming liveable lives. Subjektivierung als Erwachsene und Erzählungen von ‚nicht-normativen‘ Kindheitserfahrungen. In: Spies, Tina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): *Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 171-193.
- Rein, Angela (2020): Normalität und Subjektivierung. Eine biographische Untersuchung im Übergang aus der stationären Jugendhilfe. Bielefeld: transcript Verlag. <https://www.transcript-verlag.de/media/pdf/1c/f2/f9/oa9783839451700.pdf>. [Zugriff: 30.07.2020].
- Richter, Martina (2008): Familien und Bildung. In: Böllert, Karin (Hrsg.): *Von der Delegation zur Kooperation. Bildung in Familie, Schule, Kinder- und Jugendhilfe*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 33-46.
- Richter, Martina/Andresen, Sabine (2012): Orte „guter Kindheit“? Aufwachsen im Spannungsfeld familialer und öffentlicher Verantwortung. In: *ZSE Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 32, 3, S. 250-265.
- Ricken, Norbert/Balzer, Nicole (2012): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Riegel, Christine (2010): Intersektionalität als transdisziplinäres Projekt. Methodologische Perspektiven für die Jugendforschung. In: Riegel, Christine/Scherr, Albert/Stauber, Barbara (Hrsg.): *Transdisziplinäre Jugendforschung. Grundlagen und Forschungskonzepte*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 65-89.

- Riegel, Christine (2014): Intersektionalität als Analyseperspektive – Intersektionalität als Methode des Vergleichs? In: Freitag, Christine (Hrsg.): Methoden des Vergleichs. Komparatistische Methodologie und Forschungsmethodik in interdisziplinärer Perspektive. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich UniPress, S. 173-190.
- Riegel, Christine (2016): Bildung – Intersektionalität – Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: transcript Verlag.
- Riegel, Christine/Stauber, Barbara (2018): Familien im Kontext von Migration – theoretische Überlegungen zu familialen Aushandlungsprozessen im Kontext gesellschaftlicher Dominanz- und Ungleichheitsverhältnisse. In: Riegel, Christine/Stauber, Barbara/Yıldız, Erol (Hrsg.): LebensWegeStrategien: Familiäre Aushandlungsprozesse in der Migrationsgesellschaft. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 36-51.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: neue praxis 13, 3, S. 283-292.
- Strauss, Anselm L. (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz Psychologie-Verlag-Union.

